

Gute Frage Warum beissen Marder in Autokabel?

«Die Hauptursache sind vermutlich Aggressionen bei Revierauseinandersetzungen zwischen zwei Steinmardermännchen», heisst es auf der Website «Wildtiere in der Stadt – neue Nachbarschaft», die vom Team der Professur für Wildtierökologie und Wildtiermanagement der Uni Freiburg unterhalten wird.

Der Motorraum parkender Autos sei für Steinmarder auf Strassen ein willkommener Unterschlupf,



den sie zum Ausruhen, Verweilen oder Verstecken von Nahrung nutzen. «Marder markieren ihr Revier mit Urinröpfchen. Womöglich hat man daheim einen Marder, der regelmässig das Auto aufsucht, ohne irgendwelche Schäden anzurichten. Wechselt man dann den Parkplatz und lässt sein Auto in einem anderen Marderrevier stehen, fühlt sich der ortsansässige Marder durch den fremden Duftstoff provoziert und lässt seine Aggressionen an Kabeln und Kühlschläuchen aus.»

Dennoch bietet auch ein fester Parkplatz keine Garantie: Denn Marder prüfen unbekannte Gegenstände gerne mit den Zähnen, und bei Jungtieren gehört Beissen zum Spieltrieb einfach dazu. Verhindern lassen sich Schäden den Experten zufolge nur durch Hochspannungsabwehrgeräte oder mechanischen Schutz. Für Geruchs- und Geschmacksstoffe sowie Ultraschallgeräte sei die Wirksamkeit nicht nachgewiesen.

Johanna Jacobs

Kaleidoskop

Nur viel Sport bringt dem Herzen was

Wer einem Herzinfarkt mit Ausdauersport wie Laufen vorbeugen möchte, muss sich mehr anstrengen als vermutet. «Erst ab drei- bis fünfmal pro Woche Ausdauersport zu mindestens einer Stunde konnten direkte positive Effekte auf die Herzkranzgefässe gemessen werden. Das Training muss regelmässig sein, wobei mit steigendem Level eine Abnahme der Atheroskleroselast beobachtet wurde», so Gudrun Feuchtnher von der Uni-Klinik für Radiologie in Innsbruck auf dem Europäischen Kardiologenkongress (ESC). (pte)

USA: Asiaten werden am spätesten Vater

Das Durchschnittsalter von Vätern in den USA ist in 40 Jahren von 27,4 auf 30,9 Jahre gestiegen, so eine Studie der Stanford University. Auf Männer über 40 entfallen noch rund neun Prozent aller Geburten. Japaner und Vietnamesen sind mit mehr als 36 Jahren die ältesten Väter. (pte)

Antibiotika bei Babys reduzieren

Medizin Neugeborene erhalten bei Infektionsgefahr schnell, aber oft unnötig Antibiotika. Eine grosse Studie unter der Leitung eines Luzerner Arztes zeigt nun auf, dass es meist auch mit weniger geht.

Hans Graber

Es ist unbestritten: In der Medizin werden zu viele Antibiotika eingesetzt. Bei Säuglingen stellt sich dabei ein spezielles Problem: Studien legen nahe, dass Neugeborene, die mit Antibiotika behandelt werden müssen, später vermehrt von Allergien, Fettleibigkeit, Darmentzündungen und Diabetes betroffen sind. Grund: Die Antibiotika schalten nicht nur die «bösen» Bakterien aus, sie verändern durch ihre Breitenwirkung gleichzeitig das sogenannte Mikrobiom, die Gesamtheit aller Mikroorganismen, die den Menschen besiedeln. In den ersten Tagen eines Menschenlebens kann das weitreichende Folgen fürs spätere Leben haben.

Und jetzt folgt das Aber: Denn unmittelbare und sehr dramatische Folgen kann der Verzicht auf Antibiotika haben.

Infusion über mehrere Tage

Besteht bei einem Neugeborenen auch nur der leiseste Verdacht auf eine Infektion, die via die Mutter bereits vorgeburtlich oder auch während der Geburt entstehen kann, wird ihm heute denn auch sofort per Infusion Antibiotika zugeführt. Meist über mehrere Tage. Schnelles Atmen, leichtes Fieber oder auch ein etwas kränklich wirkendes Aussehen lösen diese Massnahme nahezu automatisch aus.

«Sicherheit geht in den ersten Lebenstagen über alles, man darf absolut nichts versäumen, denn eine Infektion kann im Extremfall tödlich enden», sagt Martin Stocker, Leiter Neonatologie und pädiatrische Intensivmedizin am Luzerner Kantonsspital.

Während man bei Erwachsenen zunächst einen Bluttest macht, der Aufschluss gibt, ob ein Antibiotika-Einsatz überhaupt nötig ist, darf man bei Babys nicht zuwarten. Zudem sind bei ihnen diese Bluttests unspezifisch. Stocker: «Negativ», also kein Anzeichen für eine Infektion, bedeutet nicht, dass alles in Ordnung ist.» An der gängigen Praxis wird sich also in naher Zukunft nichts ändern.



Bis zu 7 Prozent der Neugeborenen erhalten eine Antibiotika-Infusion.

Bild: Randy Riksen/Getty

In Europa und in Nordamerika werden weiterhin im Schnitt bis zu 7 Prozent der Neugeborenen eine Antibiotika-Infusion erhalten. In der Schweiz dürften es etwas weniger sein, genaue Zahlen gibt es aber nicht.

Was Martin Stocker und andere Fachärzte schon länger beschäftigt: In den allermeisten Fällen wäre diese prophylaktische Massnahme gar nicht nötig. Denn nur etwa jeder 60. bis 70. Säugling, der mit Antibiotika behandelt wird, hat dann auch effektiv eine Infektionskrankheit.

Das liess Stocker keine Ruhe. Unter seiner Federführung wurde über sechs Jahre und an 18 Geburtskliniken in der Schweiz, in

«Jede Dosis, die man nicht geben muss, bringt Vorteile.»



Dr. med. Martin Stocker
Chefarzt Neonatologie,
Luzerner Kantonsspital

Holland, in Kanada und Tschechien eine Studie durchgeführt, deren Ergebnisse soeben im Wissenschaftsmagazin «Lancet» veröffentlicht wurden. Wichtigste Erkenntnis: Antibiotika können gezielter und signifikant kürzer eingesetzt werden.

Möglich macht dies ein Blutwert namens Procalcitonin. Um ihn zu bestimmen, braucht man nur ganz wenig Blut, und er liefert vergleichsweise sehr schnell ein Ergebnis. Der Wert wird bei Neugeborenen alle zwölf Stunden gemessen. Ist er zweimal negativ, kann mit sehr, sehr hoher Wahrscheinlichkeit auf die weitere Abgabe von Antibiotika getrost verzichtet werden.

Dass dieser Marker Procalcitonin dienlich ist, war bereits bekannt. In der Studie wurde nun abgeklärt, wie verlässlich er ist.

Untersucht wurden 1710 Neugeborene mit Verdacht auf eine bakterielle Infektion. Die eine Hälfte wurde nach bislang gültigem Standard behandelt. Bei der anderen Hälfte konnte dank der Bestimmung des Procalcitonin die Dauer der Antibiotikabehandlung verkürzt werden, ohne dass es danach zu Komplikationen gekommen ist.

«Procalcitonin ist ein sehr zuverlässiger Marker», sagt Martin Stocker. Eine 100-prozentige Sicherheit gebe es aber nie. Deshalb wurde bei Babys mit hohem Infektionsrisiko gar nicht erst versucht, die Antibiotikatherapie mittels Procalcitonin zu verkürzen. High-Risk-Säuglinge – etwa ein Zehntel aller Verdachtsfälle – werden sicher auch künftig eine Antibiotika-Infusion über Tage oder gar Wochen erhalten. Der mögliche Nutzen hat da mehr Gewicht als der mögliche Schaden.

Es braucht viel Aufklärungsarbeit

Und die Babys mit weniger Risikofaktoren? «Selbstverständlich ist es nicht so, dass nun wegen dieser Studie umgehend neue Richtlinien erstellt werden, die überall gleich zum Tragen kommen», sagt Martin Stocker. Folgenlos wird sie aber sicher auch nicht bleiben. Schritchen für Schritchen dürfte die Dauer der Antibiotikaverabreichung reduziert werden. Martin Stocker: «Das ist gut, denn jede Dosis, die man nicht geben muss, bringt Vorteile, insbesondere auch bei ganz kleinen Frühgeburten, die in der Studie gar nicht untersucht wurden.»

Nebst viel Aufklärungsarbeit unter Ärzten brauche es jetzt weitere Studien, etwa über die Bedeutung des Mikrobioms.

Ein nicht zu unterschätzender Nebeneffekt der verkürzten Antibiotika-Abgabe: Die Babys müssen weniger lang im Kinderhospital bleiben und können in der Geburtsklinik an der Seite der Mama sein.

Die smarte Beere vom struppigen Strauch

Naturheilkunde Ob bei Mundproblemen oder Magen-Darm-Geschichten – hier können jetzt Brombeeren helfen. Schmecken tun sie natürlich auch noch gut.

Etwas aufpassen muss man, der Strauch hat Dornen. Rubus fruticosus heisst er: struppiger Strauch. Doch fein schmecken tun sie, die Brombeeren. Und bereits im Altertum setzte man sie



Kraut
des Monats

bei Geschwüren und Koliken ein. Auch der Kosmetik diene die Brombeere früh: als Haarfärbemittel. Die Blätter des Strauches finden im deutschsprachigen Raum lange schon Verwendung bei Durchfall, Weissfluss und Ruhr. Ein Rezept dazu: Man ko-

che die Blätter in Wasser mit Honig, Weisswein und Alaun, einer Kalium-Aluminium-Verbindung. Am besten nehme man die jungen April- oder Mai-Blätter. Mit diesem Sud soll man sich an den betroffenen Stellen waschen.

Mit der Zeit haben sich zwei Anwendungsgebiete etabliert, für beide benötigt man einen Aufguss der Blätter mit heissem Wasser: zum einen bei Magen-Darm-Problemen wie Durchfall, Ruhr, Hämorrhoiden, auch blutenden. Zum anderen bei Problemen im Mund wie Entzündungen der Schleimhaut, des Rachens und des Halses, bei Geschwüren und lockeren Zähnen (Parodontose).

Neben der europäischen Heilkunde sieht das auch die Tra-

ditionelle Chinesische Medizin TCM so: Die Blätter wirken zusammenziehend, gerbend. Sie sind von der Temperatur her neutral, im Geschmack bitter, die Wirkung bezieht sich auf die Funktionskreise Uterus und Darm. Die TCM empfiehlt eine Tinktur, kombiniert mit weiteren Kräutern, je nach Diagnose. Davon dreimal täglich dreissig Tropfen anderthalb Stunden vor oder nach der Mahlzeit einnehmen.

Alternativ der oben erwähnte Aufguss: Bis zu dreimal täglich einen Teelöffel Rubus fruticosus folia pro Tasse mit heissem Wasser aufgiessen, zehn Minuten ziehen lassen, abseihen, trinken. Nebenwirkungen sind keine bekannt. Bei Mund- oder Halsproblemen nutzt man den Tee als Mundspü-



Tausendsassa Brombeere:
Schmeckt gut, tut gut.

Bild: Andrea Stalder

lung zum Gurgeln. Der Aufguss lässt sich auch für Waschungen verwenden, bei Hautproblemen.

Die Wirkung bei Mund- wie Magen-Darm-Problemen erreichen die Blätter aufgrund der Gerbstoffe. Was aber bringen die Beeren? Da sind die Anthocyane: Gut gegen Gerinnsel. Schutz für die Gefässe. Gut bei Krampfadern und Hämorrhoiden. Die Pektine: Sie regen den Darm an und schützen ihn. Vitamine und Mineralstoffe regulieren Wasserhaushalt, Nerven, Herz.

Ulrike von Blarer Zaloker

Hinweis

Ulrike von Blarer Zaloker leitet die Heilpraktikerschule Luzern.
www.heilpraktikerschule.ch